



**Die Relevanz und Umsetzung
traumapädagogischer Ansätze in der
Jugendhilfe: Theoretische Grundlagen und
praktische Anwendungen**

Bachelorstudium Soziale Arbeit

Abgabe: [XX.XX.XXXX]

Inhaltsübersicht

1. Einleitung.....	1
2. Theoretische Grundlagen der Traumapädagogik.....	2
3. Prävalenz und Risikofaktoren traumatisierter Jugendlicher in der Jugendhilfe.....	5
4. Resilienz und protektive Faktoren.....	8
5. Traumapädagogische Methoden und deren Wirksamkeit.....	12
6. Rahmenbedingungen und Standards traumapädagogischer Arbeit...	15
7. Fazit.....	18
Literaturverzeichnis.....	22
Plagiatserklärung.....	24

1. Einleitung

Wie können traumatisierte Jugendliche in der Jugendhilfe gestützt und in ein stabiles soziales Umfeld integriert werden? Diese Frage bestimmt täglich die Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe. Traumatische Erlebnisse in der Kindheit wirken lange in die Biografie hinein. So hat sich die Traumapädagogik in den letzten Jahren zu einem eigenständigen fachwissenschaftlichen Ansatz entwickelt, um der besonderen Bedarfslage traumatisierter Jugendlicher adäquat zu begegnen. Die vorliegende Arbeit will dazu beitragen, sich mit diesem in der Jugendhilfe immer präsenter werdenden Handlungsfeld auseinanderzusetzen.

Hinsichtlich der Bedeutung des Themas sei in diesem Zusammenhang erwähnt, dass Studien darauf hinweisen, dass rund 80 Prozent der Kinder und Jugendlichen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe traumatische Erfahrungen, häufig in Form von Misshandlung, Missbrauch und Vernachlässigung, gemacht haben (Völker 2011). Diese traumatischen Erfahrungen können Bindungs-, Verhaltens-, psychosomatische Störungen, depressive Symptome und andere schwerwiegende psychische Störungen nach sich ziehen (Goldstein & Groesbeck, 2002). Es werden allerdings auch positive Befunde von traumapädagogischen Interventionen berichtet. Traumapädagogische Unterstützung kann dazu beitragen, dass psychische Folgen des Traumas besser verarbeitet werden und sich die psychosoziale Entwicklung positiv verändert (Streeck-Fischer & Becker, 2010). Die Befassung mit dem Thema ist notwendig, da die Zahl traumatisierter Kinder und Jugendlicher in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe sehr hoch ist und Konzepte benötigt werden, um diesen Kinder und Jugendlichen Stabilität und eine Perspektive zu geben.

Das Ziel dieser Hausarbeit ist die Auseinandersetzung mit den theoretischen und praktischen Grundlagen der Traumapädagogik in der Jugendhilfe. Es soll geprüft werden, inwieweit diese traumatisierten Jugendlichen hilft, Resilienz zu entwickeln und sie sozial zu integrieren. Es soll daher ermittelt werden, welche praxisorientierten Methoden von traumapädagogischen Ansätzen die Entwicklung von traumatisierten Kindern und Jugendlichen in Einrichtungen der Jugendhilfe positiv beeinflussen können.

Die Hausarbeit beruht auf einer ausführlichen Literaturrecherche, der Auswertung von Fachbüchern, Fachzeitschriften und empirischer Studien zur Traumapädagogik in der Jugendhilfe, insbesondere zur Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen. Sie greift auf verschiedene Konzepte der Traumapädagogik sowie auf Erkenntnisse über protektive Faktoren zurück, die in der Traumapädagogik eingesetzt werden. Die

wissenschaftliche Analyse stützt sich dabei auf Forschungsergebnisse, die sich mit den Effekten traumapädagogischer Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe befassen.

Das wissenschaftliche Interesse an der Traumapädagogik hat seit einigen Jahren deutlich zugenommen. Aus Studien geht hervor, dass die Entwicklung traumapädagogisch geschulter Fachkräfte immer wichtiger wird, um Kinder und Jugendliche mit traumatischen Erlebnissen adäquat zu betreuen und ihre psychosozialen Folgen abzuschwächen (Liebener, Jellonek, & Zöllner, 2013). Jedoch existiert noch kein umfassendes Konzept, um Traumapädagogik in der Jugendhilfe anzuwenden, und es mangelt an Studien über die langfristigen Effekte traumapädagogischer Maßnahmen. Außerdem gibt es kaum Studien zur Wirksamkeit spezifischer Methoden (Trauma-Stiftung Österreich, 2015). Erste Studien zeigen jedoch, dass sich die Symptomatik der traumatisierten Kinder und Jugendlichen in der Jugendhilfe verbessert und auch die Wirksamkeit der Jugendhilfe insgesamt (Goldstein & Groesbeck, 2002). Es gilt somit, die Entwicklung traumapädagogischer Konzepte weiterzutreiben.

In der vorliegenden Hausarbeit wird zuerst auf die theoretischen Grundlagen der Traumapädagogik in der Jugendhilfe und der Risikofaktoren und protektive Bedingungen eingegangen. Es werden die praxisorientierten Methoden dargestellt und die Rahmenbedingungen der Traumapädagogik in Einrichtungen der Jugendhilfe. Abgerundet wird die Arbeit mit einer Reflexion und dem Fazit.

2. Theoretische Grundlagen der Traumapädagogik

Die theoretischen Grundlagen der Traumapädagogik bieten ein grundlegendes Verständnis der Entwicklung und Gestaltung traumapädagogischer Konzepte in der Jugendhilfe. Dabei werden grundlegende Aspekte wie der Aufbau einer sicheren Bindung und eine traumasensible Beziehungsgestaltung verfolgt, um traumatisierten Kindern und Jugendlichen eine sichere psychosoziale Grundlage zu bieten. Die Konzeptentwicklung findet unter der Einbeziehung von Erkenntnissen der Bindungs- und Resilienzforschung statt (Weiß et al., 2025, S. 21). Eine Besonderheit ist das Schaffen eines „sicheren Ortes“, der vor allem Vorhersehbarkeit und damit Schutz und Geborgenheit für die Jugendlichen vermitteln

soll. Dadurch wird ihre soziale Integration maßgeblich gefördert, und ihre emotionale Stabilisierung kann gelingen. Gleichzeitig sollen die Konzepte auf die traumatische Erfahrung der Jugendlichen eingehen, indem durch eine strukturierte Gestaltung des Alltags sowie der Interaktion und Kommunikationsprozesse eine möglichst sichere und traumasensible Umgebung geschaffen wird. Unklar bleibt, wie diese Aspekte vor dem Hintergrund von angespannten institutionellen Ressourcen umgesetzt werden können, damit sie nachhaltig wirksam sind.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der theoretischen Grundlagen bildet die Berücksichtigung systemischer und intersektionaler Ansätze. Diese beinhalten, dass Trauma nicht nur isoliert, sondern im Kontext sozialer, materieller und symbolischer Rahmungen verstanden werden muss (Jäckle et al., 2017, S. 15). Besonders wichtig ist die Annahme, dass biografische Belastungen im Jugendalter häufig die Folge von Erfahrungen mehrfacher Ausgrenzung sind, beispielsweise durch Armut, Behinderung oder Migration (Jäckle et al., 2017, S. 15; S. 19). Die Aneignung von Reflexionskompetenzen für Fachkräfte ermöglicht es, diese Dimension in das pädagogische Handeln miteinzubeziehen und somit Ressourcen und Bildungspotenziale bei den Jugendlichen zu erschließen. Gerade in pädagogischen Kontexten wie Schule oder Erziehung können hierbei dialogische Resonanz und relationales Lernen als Ressourcen genutzt werden, um traumatisierte Jugendliche sozial wieder zu integrieren. Zu beachten ist aber, dass intersektionale Ansätze bisher noch wenig Verbreitung in der Praxis gefunden haben und daher mehr Energie für eine nachhaltige Implementierung eingesetzt werden muss.

Die Entwicklung institutioneller und struktureller Kompetenzen ist für eine erfolgreiche traumapädagogische Praxis unabdingbar. Es bedarf der Professionalisierung der Pädagoginnen und Pädagogen im Rahmen von Fort- und Weiterbildungen (Weiß et al., 2025, S. 9). Eine Studie zur Wirksamkeit von traumapädagogischen Konzepten belegt, dass Mitarbeitende mit Zusatzqualifikationen die Diagnostik traumatisierten Verhaltens und von Traumafolgen besser als ohne Zusatzqualifikation durchführen können und sich in Kriseninterventionen kompetenter verhalten (Weiß et al., 2025, S. 25). Hierfür bedarf es aber der Schaffung von institutionellen Voraussetzungen. Ein wichtiges Element ist die Erstellung von klar definierbaren Betreuungsschlüsseln, damit der Personalschlüssel nicht zu hoch ist. Des Weiteren ist die Schaffung von Supervisionsangeboten wichtig, um die emotionale Sicherheit der Jugendlichen zu gewährleisten und sekundäre Traumatisierung bei den Pädagoginnen und Pädagogen vorzubeugen. Gleichzeitig müssen vor dem Hintergrund knapper Ressourcen Rahmenbedingungen geschaffen werden, die es den Fachkräften ermöglichen, traumasensible Konzepte nachhaltig umzusetzen. Eine Möglichkeit zur

Qualitätssicherung könnte es daher sein, die Umsetzung an verbindliche Standards zu knüpfen und einen Mechanismus einzubauen, mit dem regelmäßige Evaluationen durchgeführt werden.

In einer kritischen Auseinandersetzung sind es vor allem Risikofaktoren, die eine große Rolle bei der Entstehung und Entwicklung von Traumafolgen spielen. Risikofaktoren sind vor allem niedriger sozioökonomischer Status, eingeschränkte Bildungs- und Gesundheitschancen sowie vorhergegangene psychische Belastungen (Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 40). Ein besonders bedeutendes Risikofaktormerkmal stellt das Auftreten von komplexen Traumata dar, die zumeist durch wiederholte Traumatisierung im frühen Kindesalter durch nahestehende Personen hervorgerufen werden. Daraus entstehen sehr komplexe psychosoziale Beeinträchtigungen mit Bindungsstörungen (Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 41). Die Konzeption traumapädagogischer Angebote muss an die spezifischen Lebenswelten und Ressourcen der Jugendlichen anknüpfen, um eine angemessene Hilfe zu ermöglichen. Daraus folgt, dass Diagnostik und Fallverstehen lebensweltorientiert sind, wobei ressourcenorientierte Aspekte eine entscheidende Rolle spielen. Ebenso muss bei der Konzeptentwicklung der Umgang mit Risikofaktoren bedacht werden, indem auf diese entsprechend reagiert und individuelle Kompetenzen gestärkt werden. Es bleibt zu beachten, dass Fachkräfte den Spagat zwischen Standardisierung und der Berücksichtigung individualisierter Lebensrealitäten schaffen müssen.

Eine Weiterentwicklung von Handlungskonzepten ist notwendig, um deren Relevanz zu sichern. Da mehr als 60 Prozent der jungen Bewohnerinnen und Bewohner in Heimeinrichtungen Gewalterfahrungen, sexuellen Missbrauch oder Vernachlässigung erfahren haben, wird ein ständiger Handlungsbedarf ersichtlich (Schmid et al., 2007, S. 3; S. 10). Daher müssen bestehende Konzepte regelmäßig an neue wissenschaftliche Ergebnisse und Bedarfe angepasst werden. Eine wichtige Rolle hierbei stellt die Evaluation von bestehenden Konzepten dar. Es wird von den betroffenen Jugendlichen zurückgemeldet, welche Methoden und Techniken hilfreich und nicht hilfreich waren. Auch können durch Evaluation innovative Ansätze entwickelt werden. Wichtig ist der Aufbau von Feedbackschleifen, welche die Fachkräfte und die betroffenen Jugendlichen verbinden, um somit einen nachhaltigen Verbesserungsprozess zu ermöglichen (Schmid et al., 2007, S. 10). Aber nicht nur individuelle Strategien können im Rahmen von Evaluationsprozessen weiterentwickelt werden, sondern ebenso institutionelle Kompetenzen können auf diesem Wege verbessert werden. Um einen nachhaltigen Effekt zu ermöglichen, muss auch immer an den institutionellen Rahmenbedingungen gearbeitet werden, indem eine sichere Umwelt und verlässliche Anlaufpunkte geschaffen werden.

3. Prävalenz und Risikofaktoren traumatisierter Jugendlicher in der Jugendhilfe

Die Prävalenz traumatischer Erfahrungen liegt bei Kindern und Jugendlichen in stationären Jugendhilfeeinrichtungen besonders hoch. Die häufigsten Traumatisierungen, an welchen die Heranwachsenden in der Jugendhilfe leiden, sind häusliche Gewalt, Misshandlung, Vernachlässigung und Missbrauch. Dies bestätigen Lang et al. (2013, S. 4), in welchem rund 80 Prozent der Heranwachsenden traumatische Erlebnisse benennen.

Infolgedessen sollte die Jugendhilfe eine stärkere traumapädagogische Sensibilisierung und wissenschaftliche Begleitung aufweisen. Außerdem sollte sich der Bereich verstärkt um eine systematische Erhebung und Bearbeitung von Traumata bemühen.

Über 60 Prozent der Kinder in stationären Einrichtungen haben missbräuchliche und vernachlässigende Erfahrungen erlebt. Diese Erlebnisse sind häufig mit psychischen Problemen und dem Risiko der Ausgrenzung aus der Gesellschaft verbunden (Schmid et al., 2007, S. 3). Da Kinder und Jugendliche häufig mehrfach verschiedene traumatische Erfahrungen machen, sollten Fachkräfte für die individuellen Belastungen sensibilisiert werden und ein Verständnis für komplexere Traumafolgen aufbringen.

Es gilt festzuhalten, dass Kinder und Jugendliche in der Jugendhilfe um ein Vielfaches mehr kinder- und jugendpsychiatrische Störungen sowie psychosoziale Belastungen aufzeigen. Ein solches Ausmaß liegt nur bei knapp zwei Prozent der Kinder außerhalb des Jugendhilfesystems vor (Lang et al., 2013, S. 4). In diesem Sinne sind vermehrt spezialisierte Fachkräfte erforderlich, die über weiterführende traumapädagogische Kompetenzen verfügen und außerdem interdisziplinär zusammenarbeiten. Dieses System sollte außerdem stärker auf kumulative Traumatisierungen ausgelegt werden.

Obwohl in den stationären Jugendhilfeeinrichtungen die Belastungen und traumatischen Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen deutlich erkennbar sind, mangelt es an traumapädagogischen Weiterbildungsangeboten für Fachkräfte. Daraus ergibt sich, dass Traumata häufig nicht richtig diagnostiziert werden können, weshalb nur einige Betroffene mit spezifischen und adäquaten Behandlungen Hilfe erfahren können (Oeynhausens, 2022,

S. 83). Um eine ausreichende Diagnose zu gewährleisten, sind verpflichtende Weiterbildungen in den verschiedenen pädagogischen Feldern und die Implementierung von standardisierten Diagnostikverfahren empfehlenswert.

Zudem weisen Kinder und Jugendliche der stationären Jugendhilfe kumulativ psychosoziale Risikofaktoren auf. Viele wachsen in armen Verhältnissen auf, haben niedrige Bildungsabschlüsse, beschränkten Zugang zum Gesundheitssystem und außerdem psychische und/oder physische Krankheiten (Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 40; Lang et al., 2013, S. 3; Schmid et al., 2007, S. 3).

Die Wahrscheinlichkeit einer Traumatisierung von Kindern und Jugendlichen wächst mit der Anzahl psychosozialer Risikofaktoren. Jedoch kann so die Traumatisierung nicht mit einer konkreten Situation in Verbindung gebracht und dementsprechend die darauf abgestimmten Interventionen nicht zielorientiert vorgenommen werden.

Kinder in einem Kinderdorf wachsen zum Beispiel in einem prekären Umfeld auf. Sie sind im Durchschnitt mit sechs psychosozialen Risikofaktoren gleichzeitig belastet (Schmid et al., 2007, S. 3). Außerdem können keine bestimmten Maßnahmen angeordnet werden, da jeder Jugendliche eine eigene Lebensgeschichte hat, bei der es mehrere Faktoren gibt, die Einfluss auf die traumatische Situation haben.

Zusätzlich beeinflussen fehlende finanzielle Mittel, eine prekäre und instabile Wohnsituation, die hohe Fluktuation an Betreuungspersonen und weitere Verlusterfahrungen die psychosoziale Entwicklung des Heranwachsenden maßgeblich (Lang et al., 2013, S. 3). Infolge der Häufung traumatischer Erfahrungen, speziell Verluste von Bezugspersonen, kommt es zu Beziehungsängsten und geringem Vertrauen in Bezugspersonen und Betreuungskräfte. Daher sollten in der Jugendhilfe konstante Ansprechpartner und langfristige Betreuungsangebote gegeben werden.

Bei Kindern und Jugendlichen mit mehreren Risikofaktoren steigt die Wahrscheinlichkeit einer weiteren Traumatisierung und zusätzlich wird die schulische Ausbildung und soziale Integration erheblich erschwert (Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 41). Aufgrund dessen sollten in der Jugendhilfe vermehrt Angebote angeboten werden, die der Stärkung von Resilienz und sozialen Kompetenzen dienen. Es bleibt fragwürdig, ob diese Konzepte in jedem Fall ausreichen oder ob individuelle Fördermaßnahmen angeboten werden sollten.

Außerdem wird auf intersektionaler Ebene aufgezeigt, dass bestimmte Personengruppen

von niedrigen sozioökonomischen Verhältnissen und dem erhöhten Risiko der Traumatisierung überrepräsentiert sind, wie zum Beispiel Kinder aus Migrantenfamilien oder Kinder mit Behinderung (Lang et al., 2013, S. 3; Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 40). Auf intersektionaler Ebene sollte außerdem bei den traumapädagogischen Maßnahmen die Diskriminierung von Minderheiten und benachteiligten Kindern und Jugendlichen berücksichtigt werden.

Im genderspezifischen Kontext wird die erhöhte Prävalenz sexualisierter Gewalt an Mädchen und jungen Frauen ersichtlich. Mädchen und junge Frauen haben eine doppelt bis dreifach höhere Chance, sexualisierte Gewalt zu erleben als Jungen und junge Männer. Infolgedessen leiden Mädchen und junge Frauen an schlimmeren Traumafolgen als Jungen und junge Männer (Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 40). Eine gendersensible Betrachtung ist daher in der Jugendhilfe notwendig.

Intersektionell stigmatisierte und diskriminierte Jugendliche haben außerdem ein deutlich erhöhtes Risiko an schweren dissoziativen Störungen zu leiden, vor allem dann, wenn soziale Netzwerke und unterstützende Personen fehlen (Beckrath-Wilking et al., 2013, S. 41).

Schwerwiegende Folgen traumatischer Erfahrungen in Kindheit und Jugend sind Bindungsstörungen. 80 Prozent der Kinder in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe haben gestörte Bindungen (Schmid et al., 2007, S. 8; Lang et al., 2013, S. 3). Eine gelungene Bindung zu Bezugspersonen und Betreuungspersonen zeichnet sich durch eine adäquate Regulation der Emotionen, empathische Fähigkeit und die Bildung von Freundschaften aus. Ist diese jedoch gestört, kann dies zu einem erhöhten Risiko für antisoziale Verhaltensweisen sowie der Übernahme einer Opferhaltung führen. Daher sollte die Stärkung und Förderung von positiven und stetigen Bindungen im Mittelpunkt traumapädagogischer Konzepte stehen.

Die Qualität frühkindlicher Bindung zu den engsten Bezugspersonen hat eine immense Wirkung auf die psychische Gesundheit und gesellschaftliche Integration im Jugend- und Erwachsenenalter (Lang et al., 2013, S. 3). Je schwächer die Bindung, desto höher das Risiko für psychische Störungen, ein schlechter Bildungsabschluss, aber auch der Übergang in ein autonomes Leben wird erschwert. Demnach sind mehr präventive Maßnahmen im Bereich der Bindung in der Jugendhilfe erforderlich.

Aufgrund von instabilen Bindungen und wiederholten Verlusterfahrungen kann sich in

Kindern und Jugendlichen ein Gefühl von Hilflosigkeit, Mangel an Selbstwirksamkeit und ein geringes Vertrauen in Beziehungen bilden. Das wirkt sich auf die Annahme von pädagogischer Unterstützung und Hilfsangeboten aus (Schmid et al., 2007, S. 8). Deshalb sind Angebote erforderlich, die Heranwachsende auf stabilere Beziehungen vorbereiten.

Zusätzlich wird durch bindungsgestörte Verhaltensmuster das Risiko der Selbstverletzung, eines deviantes/delinquenten Verhaltens sowie des emotionalen Rückzugs gefördert (Lang et al., 2013, S. 3). Auf diesen Zusammenhang muss in der Jugendhilfe genauer eingegangen werden.

Aufgrund von Wissenslücken bei Fachkräften und der fehlenden Implementierung von traumapädagogischen Strategien können die Angebote nicht ausreichend genutzt werden. Oft herrscht Unsicherheit darüber, welche Art der Behandlung für welches Trauma angewendet werden sollte (Oeynhausen, 2022, S. 83). Zwischen der traumasensiblen Haltung und den Interventionsmöglichkeiten bestehen oft keine direkte Bezüglichkeit. Hier sind deutlich erweiterte Kenntnisse für Fachkräfte in Bezug auf Traumata, der Umgang mit Traumafolgestörungen sowie Behandlungsstrategien und Interventionen erforderlich.

Aufgrund der oben genannten Punkte ist festzustellen, dass das Handlungsfeld der Jugendhilfe eine strukturierte Form der Weiterbildung, die Reflexion, die Supervision und die Unterstützung von Fachkräften in der Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen benötigt (Oeynhausen, 2022, S. 83). Es reicht nicht aus, theoretisches Wissen über Traumatisierung zu haben, sondern die Fachkräfte müssen auch lernen, das Wissen in der Arbeit richtig zu implementieren.

4. Resilienz und protektive Faktoren

Resilienz spielt in der traumapädagogischen Arbeit eine zentrale Rolle und meint in diesem Zusammenhang die Fähigkeit von Jugendlichen, trotz schwierigster Lebensumstände handlungsfähig und psychisch stabil zu bleiben. Dies ist oft auf mindestens eine sichere, bindungssichere Person in der Kindheit bzw. Jugend zurückzuführen, die positive Vorbilder und Problemlösungsstrategien bietet, damit Selbstwirksamkeit ermöglicht und positive Einstellungen verstärkt. Diese Aspekte wirken protektiv auf die emotionale Stabilität, ermöglichen die soziale Teilhabe und Bewältigung von Belastungen im weiteren Leben, wie Grabowski (2023, S. 4–5) darstellt. Bei Betroffenen mit schwierigen Lebensbedingungen

wurde die Lernmotivation gesteigert, der schulische Erfolg gefördert und somit die Wahrscheinlichkeit vermindert, im Erwachsenenalter soziale Isolation oder chronische Probleme zu erleben. Die Fragestellung hierbei ist, wie tragfähige Beziehungen in institutionellen Kontexten, beispielsweise der stationären Jugendhilfe, langfristig aufgebaut und angeboten werden können, da diese Beziehungen durch häufige Personalwechsel oft gefährdet sind.

Positive Selbstwirksamkeitsstrategien werden laut Grabowski (2023, S. 4) von stabilen Bezugspersonen unterstützt. Die Entwicklung von Zielorientierung und Lösungsorientierung bei Jugendlichen ermöglicht, Schwierigkeiten und Herausforderungen nicht nur auszuhalten, sondern zu bewältigen. Dafür ist das Fachpersonal in der Jugendhilfe gefordert, diese Fähigkeiten kontinuierlich zu fördern und neu auf die aktuellen Herausforderungen der Jugendlichen anzupassen. Die dafür notwendige Reflexion und Weiterbildung sind wesentlich.

Optimistische Lebenseinstellungen in der Jugendzeit wirken nachweislich positiv auf die psychische Gesundheit in späteren Jahren und Resilienzentwicklung. Grabowski (2023, S. 4) stellt dar, dass optimistische Personen seltener an chronischen Gesundheitsproblemen erkranken und Belastungen im Erwachsenenalter besser bewältigen können. Diese Einstellungen können innerhalb der Jugendhilfe durch präventive Maßnahmen gefördert werden. Es ist jedoch entscheidend, die schwierigen Biografien zu berücksichtigen, die optimistische Lebenseinstellungen verhindern oder erschweren können. Inwiefern positive Betrachtungen und Zukunftsvisionen ohne bagatellisierende oder vereinfachende Auswirkungen institutionalisiert eingesetzt werden können, bleibt abzuwarten.

Durch stabile Familienstrukturen und die Unterstützung sozialer Kompetenzen, wie in Grabowski (2023, S. 4–5) dargestellt, kann die Prävention psychischer Störungen gelingen und eine nachhaltige soziale Integration gewährleistet werden. Im Zusammenhang mit schwierigen familiären Bedingungen, die auf instabile Familiensituationen oder familiäre Verluste hinweisen, stellt sich die Frage, welche unterstützenden Netzwerke seitens der Jugendhilfe aufgebaut werden können. Welche Maßnahmen nachhaltige Ressourcen für die Resilienzentwicklung betroffener Jugendlicher schaffen, bedarf der Beantwortung.

Die Bedeutung eines sicheren Ortes stellt einen wichtigen Bereich der traumasensiblen Bindungspädagogik dar. Dieser beinhaltet laut Weiß et al. (2025, S. 21) sowie Grabowski (2023, S. 5) eine physische als auch psychische Sicherheit. Diese sind wichtig, um Vorhersagbarkeit, Geborgenheit und Schutz zu ermöglichen. Das Bedürfnis, sich sicher zu

fühlen, haben alle Kinder und Jugendlichen, insbesondere in der Jugendhilfe. Diese hatten oft die Erfahrung von Kontrollverlust und fühlen sich nicht sicher. Um die Schaffung eines sicheren Ortes durch Fachkräfte der Jugendhilfe zu unterstützen, ist ein professionelles Vorgehen erforderlich. Sie müssen in der Lage sein, Beziehungen aufzubauen, vorhersagbar und empathisch zu sein und einen klaren, unterstützenden Rahmen zu bieten. Dazu sind Institutionen und Qualitätssicherungen erforderlich, um die Rahmenbedingungen zu schaffen, damit diese Sicherheit möglich ist.

Zentrale Merkmale in traumapädagogischen Kontexten sind stabile und tragfähige Beziehungen. Es werden von Grabowski (2023, S. 5) stabile Regeln, empathische Zuwendung und Wertschätzung genannt. Das Angebot einer derart stabilen Beziehung erzeugt bei Jugendlichen ein Gefühl von Schutz und Verbundenheit und sorgt somit für das Erleben von Sicherheit und Zugehörigkeit. Untersuchungen haben ergeben, dass Kinder und Jugendliche in Institutionen, in denen Beziehungen gelebt und unterstützt werden, bessere Entwicklungsperspektiven und ein höheres Resilienzniveau haben. Eine kritische Frage ist hierbei, ob sich diese und weitere aus der Literatur bekannte Zusammenhänge ausreichend in jugendhilferelevanten Konzepten wiederfinden. Ist geschultes Personal in ausreichender Anzahl verfügbar, welches die Möglichkeit hat, diesen Beziehungsangeboten nachzugehen und sich daran zu beteiligen?

Die Haltung der Fachkräfte, laut Weiß et al. (2025, S. 21), hat großen Einfluss auf die Traumapädagogik. Wenn sie Übertragungsreaktionen verstehen, ihre eigenen Selbstberuhigungstechniken kennen und ressourcenorientierte Interventionen einleiten können, erleben Kinder und Jugendliche sicherer Beziehungen und die Überwindung ihrer Schwierigkeiten. Eine Strukturierung des Tages mit transparenten Regeln gibt den Betroffenen Sicherheit und Struktur. Wenn diese durchgängig gewährleistet ist, vertrauen sich Kinder und Jugendliche der Hilfe an und fühlen sich sicher, erneute traumatische Belastungen zu vermeiden. Inwiefern die personellen und finanziellen Ressourcen dies gewährleisten können, gilt es zu überprüfen.

Die Gestaltung von Beziehungsdynamiken stellt eine wesentliche Komponente traumapädagogischer Praxis dar, da die Mehrzahl der betroffenen Kinder und Jugendlichen krisenhafte und belastete Beziehungsmuster zeigt. Diese können nur verändert werden, indem ihnen auf einer beständigen Ebene des Sicherheitsgefühls die Gelegenheit zu neuen Lernerfahrungen vermittelt wird, wie Baierl und Frey (2014, S. 5) darstellen. Sie müssen auf diese Art lernen, dass ihnen in ihrem Verhalten Grenzen gesetzt werden und es ihnen selbst sowie dem anderen Partner möglich ist, bei Konflikten Grenzen zu setzen. Dieses Wissen

ermöglicht es den Betroffenen, ihre belastenden Verhaltensweisen zu verändern und wirksame Coping-Strategien zu entwickeln. Eine weitere Fähigkeit, die die Fachkräfte hierfür mitbringen müssen, ist, dass sie Bindungsstörungen kennen, sich selbst beruhigen können, ihre eigenen Bindungsmuster und -bedürfnisse einschätzen und die Bedürfnisse und Reaktionen von Kindern und Jugendlichen mit Bindungsstörungen wahrnehmen können. Unentbehrlich sind hierfür Reflexionen und Supervisionen, um Übertragungen zu erkennen und in der pädagogischen Praxis konstruktiv anzuwenden.

Soziale Unterstützung und soziale Einbindung sind für die Resilienz der Jugendlichen ebenso zentrale Faktoren. Die Unterstützung der Betroffenen kann laut Grabowski (2023, S. 5) und Weiß et al. (2025, S. 25) von externen Netzwerkmitgliedern kommen, um das Wohlbefinden der Betroffenen zu stabilisieren. Besonders durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und der erfahrenen Anerkennung in der Schule werden soziale Kompetenzen gestärkt und soziale Teilhabe sowie Entwicklung der Resilienz möglich gemacht. Die Schule wird daher als wichtiger Lebensort für Betroffene beschrieben. Es ist allerdings kritisch zu hinterfragen, wie diese Fähigkeiten für alle in einem Lernraum verfügbar gemacht werden können. Die Frage ist in diesem Zusammenhang, inwiefern im gesamten Schulsystem die Betrachtung des Kindes in seinem sozialen System gelingt und soziale Kompetenzen eine gleichwertige Rolle in der Förderung mit kognitiven Kompetenzen übernehmen. Darüber hinaus ist zu klären, wie die Rahmenbedingungen gestaltet sein müssen, um individuelle Stärken anstatt individuelle Defizite hervorheben zu können. Da die Einbindung sozialer Kompetenzen ein Zusammenspiel von schulischer Förderung und sozialen Rahmenbedingungen beinhaltet, müssen hier viele Akteure und auch weitere institutionelle Netzwerke berücksichtigt werden. Dies stellt eine wesentliche Herausforderung dar, denn es wird sowohl eine interdisziplinäre Vernetzung als auch eine kontinuierliche Anpassung der Institution Schule sowie der gesamten Bildungsstruktur gefordert.

Durch die Darstellung zentraler Aspekte von Resilienz wird deutlich, dass das Thema von vielfältigen Autoren unter unterschiedlichen Betrachtungsweisen dargestellt wird. Ein Schwerpunkt der Literatur zur Resilienz bezieht sich vor allem auf die Betrachtung der individuellen Resilienz. In den traumapädagogischen Ansätzen wird jedoch die Kontextbetrachtung in den Vordergrund gestellt. Wie Weiß et al. (2025, S. 21) sowie Grabowski (2023, S. 4–5) aufzeigen, entwickelt sich Resilienz immer auch in Abhängigkeit vom Umfeld. Die meisten Autorinnen und Autoren verbinden Resilienz vorwiegend mit psychischer und körperlicher Gesundheit und beziehen dies primär auf individuelle Fähigkeiten. Diese Theorien müssen kritisch hinsichtlich des Menschenbildes und ihrer Erklärungskraft in Zusammenhang mit der komplexen Lebenssituation benachteiligter und

marginalisierter Jugendlicher hinterfragt werden. Darüber hinaus gilt es, diese Ansätze kontinuierlich zu reflektieren und weiterzuentwickeln, um den Bedürfnissen und Herausforderungen junger Menschen mit schwierigen Lebenssituationen gerecht zu werden. Es braucht Institutionen und eine Gesellschaft, die mit Vielfalt umgehen und Resilienzförderung als gesamtgesellschaftlichen Ansatz verinnerlichen kann.

5. Traumapädagogische Methoden und deren Wirksamkeit

Der Einsatz traumapädagogischer Methoden in der Jugendhilfe setzt die Qualifizierung der Fachkräfte voraus. Ergebnisse von Klein und Macsenaere (2013, S. 2) zeigen, dass Fachkräfte mit traumapädagogischer Zusatzausbildung Traumdynamiken und Traumatisierung besser verstehen und einordnen können und Verhalten des Kindes nicht als Störung verstehen, sondern als Überlebensstrategie. Diese Erkenntnis wirkt deeskalierend auf die Interaktion. Es ist noch zu hinterfragen, inwieweit diese Qualifikationsmaßnahmen verbreitet sind und welche Inhalte darin vermittelt werden.

Die Einführung von traumapädagogischen Methoden bewirkt in den Betreuungseinrichtungen, dass sich die Jugendlichen subjektiv sicherer fühlen. Laut Klein und Macsenaere (2013, S. 2) schätzen sich die Kinder und Jugendlichen wertgeschätzt, sie berichten von dem Gefühl, sich geborgen zu fühlen und erfahren eine verbesserte Integration. Es stellt sich aber die Frage, inwieweit solche Rahmenbedingungen in Institutionen mit wechselndem Personal, mangelnder Ressourcen usw. erfüllt werden können.

Durch die Einführung traumapädagogischer Methoden zeigt sich, dass sich Symptome wie Angst, sozialer Rückzug und aggressives Verhalten vermindern und die Einrichtungen effektiver arbeiten können (Klein & Macsenaere, 2013, S. 2). Um ein nachhaltiges institutionelles Lernen sicherzustellen, ist es erforderlich, das traumapädagogische Angebot zu evaluieren und bedarfsgerecht anzupassen. Dabei bleibt zu hinterfragen, ob bestehende Evaluationsmöglichkeiten geeignet sind, um nachhaltige Auswirkungen zu überprüfen und welche Rolle dabei die Rückmeldung der Betroffenen einnimmt.

Der Wissensaufbau und Wissensaustausch innerhalb des Teams wird als besonders

bedeutsam eingeschätzt. Baierl und Frey (2014, S. 5) erwähnen, dass der reflektierte und unterstützte Umgang mit Eskalationen und Krisen ein wichtiges Kriterium ist, um nicht eskalierend zu handeln. Mithilfe von Supervision und Austausch sollen gemeinsame und abgestimmte Haltungen gegenüber den Betroffenen entwickelt werden. Fraglich ist jedoch, ob genügend Ressourcen, Zeit und Know-how für solche Prozesse in der Einrichtung vorhanden sind.

Die Selbstfürsorge der Fachkräfte spielt eine wesentliche Rolle in der traumapädagogischen Arbeit. Laut Baierl und Frey (2014, S. 14) ist die Fähigkeit der Emotionsregulation eine wichtige Voraussetzung, um mit krisenhaftem und eskalierendem Verhalten pädagogisch angemessen umgehen zu können. Dabei ist aber zu hinterfragen, inwieweit eine obligatorische Schulung sowie Supervision der Fachkräfte in den Einrichtungen vorhanden sind, welche Inhalte dabei behandelt werden und inwieweit die Einrichtungen einen besonderen Schwerpunkt auf das Thema psychische Gesundheit der Mitarbeiterinnen setzen.

Jugendliche können in einem sicheren Umfeld mit der Zeit auf maladaptive Bewältigungsstrategien verzichten und neue Bewältigungsformen entwickeln (Baierl & Frey, 2014, S. 2). Dieser Prozess setzt verlässliche Beziehungen und Geduld der Pädagoginnen voraus, da Kinder und Jugendliche, die traumatisiert sind, mehr Zeit benötigen, um sich zu stabilisieren. Daher bleibt die Frage zu beantworten, wie solche stabilisierenden Prozesse in Einrichtungen unter ökonomischem und zeitlichem Druck stattfinden können.

Die Beziehungsarbeit gilt als wichtige Säule, um die Kinder und Jugendlichen in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Laut Baierl und Frey (2014, S. 5) sind Beziehungsreflexion, die Stärkung der Selbstfürsorge und transparentes Vorgehen grundlegende Elemente, um die Betreuten dabei zu unterstützen, sich wohlfühlen. Inwieweit diese Aspekte in den Institutionen auch konsequent gelebt werden, ist noch zu hinterfragen.

In der tiergestützten Traumapädagogik gibt es Hinweise, dass der Kontakt mit Tieren auf der körperlichen und seelischen Ebene eine stabilisierende Wirkung hervorruft. Diese Stabilisierung zeigt sich unter anderem dadurch, dass der Blutdruck sinkt und sich die Bewegungsaktivität erhöht (Schacherl, 2021, S. 14). Zusätzlich verbessern Tiere das soziale Klima in Gruppen, sie wirken aktivierungshemmend und reduzieren soziale Isolation (Schacherl, 2021, S. 14f.). Derartige Angebote stellen die Einrichtungen aber auch vor finanzielle und organisatorische Herausforderungen. Daher ist zu klären, inwieweit tiergestützte Traumapädagogik verbreitet ist und in welchem Ausmaß Angebote

niederschwellig für Kinder und Jugendliche zugänglich gemacht werden können.

Besonders bei Kindern und Jugendlichen mit Belastungen wie Entwicklungsverzögerung, psychischen Belastungen und selbstverletzendem Verhalten zeigen sich positive Effekte der tiergestützten Arbeit (Schacherl, 2021, S. 20). Daher sind hier positive Effekte bei der emotionalen Ansprechbarkeit und dem Verantwortungsgefühl zu erwarten. Wie diese Intervention sinnvoll in den stationären Rahmen integriert werden kann, ob die Methode begleitend oder eigenständig angewendet werden sollte und welche Erkenntnisse über die nachhaltige Wirkung dieser Methode vorliegen, ist aber noch genauer zu erforschen.

Einen sicheren Ort sowie einen klaren, nachvollziehbaren Tagesablauf zu schaffen, wirkt sich nachweislich auf die Selbstregulation und Selbstwirksamkeit von traumatisierten Kindern und Jugendlichen positiv aus (Baierl & Frey, 2014, S. 2). Dennoch können unvorhergesehene Ereignisse in Einrichtungen die Vorhersehbarkeit und Planbarkeit von Angeboten in Frage stellen. Daher stellt sich die Frage, wie entsprechende Angebote geschaffen und aufrechterhalten werden können.

Der Einsatz einer wertorientierten Kommunikation fördert nachweislich soziale Kompetenzen, Selbstbewusstsein und das Lösen von Problemen (Klein & Macsenaere, 2013, S. 2). Daher stellen sich die Fragen, inwieweit die Mitarbeitenden der Einrichtungen entsprechend geschult werden, damit es gelingt, diese Ansätze konsequent umzusetzen, und wie der Schwerpunkt in der Ausbildung von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern gestärkt werden kann.

Damit sich der traumapädagogische Ansatz in den Einrichtungen weiterentwickeln kann, sind laufende Evaluationen und Anpassungen erforderlich, um den Bedürfnissen der Betreuten noch besser entsprechen zu können (Baierl & Frey, 2014, S. 5). Durch mangelnde institutionelle Ressourcen können viele Evaluationen nicht durchgeführt werden. In diesem Sinne stellt sich die Frage, ob dieser Ansatz verbreitet ist und inwieweit dieser Ansatz die Fachkräfte auch an organisatorische Grenzen bringt, um die Nachhaltigkeit des Ansatzes zu garantieren.

Es gibt noch keine verbindliche flächendeckende Verankerung traumapädagogischer Standards. Nach Ansicht von Baierl und Frey (2014, S. 5) können nicht alle Institutionen die gleichen Qualitätsstandards garantieren. Daher ist zu diskutieren, inwieweit sich nicht verbindliche Verankerungen als zu wenig verbindlich zeigen.

Die Umsetzung traumapädagogischer Interventionen in der Jugendhilfe erfordert eine plurale Anwendung von Methoden. Klein und Macsenaere (2013, S. 2) betonen, dass diese Interventionen weiterentwickelt werden müssen und auch zukünftig bewährte, sowie kreative Interventionen nebeneinander angewendet werden sollten. Inwieweit diese Heterogenität des Feldes auch von der Forschung wahrgenommen wird und sich auch in bestehenden Materialien zu dem Thema widerspiegelt, bleibt zu überprüfen.

6. Rahmenbedingungen und Standards traumapädagogischer Arbeit

Die Rahmenbedingungen und Standards traumapädagogischer Arbeit bilden die Basis für eine wirksame Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen. Ein Beispiel hierfür ist die Beschränkung der Gruppengröße auf maximal sieben Jugendliche in einer traumapädagogischen Wohngruppe, die speziell für Kinder und Jugendliche mit hoher Traumabelastung konzipiert ist. Hierdurch soll eine intensivere Betreuung und Förderung ermöglicht werden, die auch die Beziehungsgestaltung, das Hineinfinden in die Gruppe und die Übersichtlichkeit der Gruppendynamik erleichtert. Dadurch wird das Risiko der Re-Traumatisierung geringgehalten. Wie es jedoch in der Praxis unter den schwierigen Rahmenbedingungen der Jugendhilfe (Knappheit der Ressourcen) umsetzbar ist, bleibt abzuwägen.

Auch ein Betreuungsschlüssel von beispielsweise 1:1,18 wird in den Qualitätsstandards als wünschenswert beschrieben, um eine intensive und individuelle Betreuung der Jugendlichen zu gewährleisten, wodurch die pädagogischen Fachkräfte nicht überfordert werden, was wiederum die Qualität der pädagogischen Arbeit verbessert. Es bleibt allerdings abzuwägen, wie diese Umsetzung realistisch betrachtet, sowohl in Bezug auf die Finanzierbarkeit als auch auf das Personal, umsetzbar ist. Weiterhin bleibt abzuwägen, wie weitverbreitet der beschriebene Betreuungsschlüssel in den Einrichtungen implementiert und in welchem Ausmaß Anpassungsbedarf unter den spezifischen Bedingungen vor Ort vorhanden ist.

Der hohe Stellenwert der koedukativen Angebote wird besonders für Kinder und Jugendliche betont, die nicht die Möglichkeit haben, eine sichere und wertschätzende Interaktion mit verschiedenen Geschlechtern zu erfahren und so einen positiven Umgang mit anderen Geschlechtern sowie die Empathie zu erleben. Die Förderung von nicht stereotypen

Rollenbildern fördert das Aufbrechen fester Rollenmuster. Die oben beschriebenen Standards der koedukativen Einrichtungen erfordern ein entsprechendes pädagogisches Konzept, welches für die individuelle Problematik und die gruppenpädagogische Arbeit zu den individuellen Bedürfnissen des jungen Menschen und des Gruppenverbands passend ausgestaltet wird. Allerdings bleibt abzuwägen, inwiefern das Koedukationsprinzip für eine gendersensible traumapädagogische Arbeit im Rahmen der Institution kritisch hinterfragt und pädagogische Maßnahmen, die sich darauf auswirken, abgeleitet werden.

Der Schlüssel für einen langfristigen Erfolg der traumapädagogischen Arbeit ist die fortlaufende Schulung aller Mitarbeiter*innen. Daher ist ein wichtiger Standard aller traumapädagogischen Einrichtungen die regelmäßige Fortbildung der Mitarbeiter*innen in Bezug auf Trauma, Interventionsmethoden und Selbstfürsorge (Lang et al., 2011, S. 19). Es sollte jedoch abgewogen werden, ob es allen Einrichtungen möglich ist, die hierfür erforderlichen Ressourcen (Personal und Kosten) zu stellen oder ob die Kosten für alle Einrichtungen, beispielsweise durch eine Finanzierung durch den Staat, erschwinglicher gemacht werden können.

Auch Supervision als Form von Reflexion zur Prävention von sekundären Traumatisierungen wird für alle Mitarbeiter*innen gefordert, die am traumapädagogischen Prozess beteiligt sind (Lang et al., 2011, S. 19). Diese beinhaltet vor allem die Auseinandersetzung mit der persönlichen Belastung durch die Arbeit mit traumatisierten jungen Menschen. Es sollte allerdings abgewogen werden, inwiefern die Supervision in allen Einrichtungen Anwendung findet und in welchem Ausmaß auch die Reflexion des eigenen Handelns sowie des Teams zu institutionalisierten Routinen gehören. Es sollten weiterhin Verbesserungsvorschläge hinsichtlich einer effektiveren Zusammenarbeit im Team erarbeitet und eingebracht werden.

Der Stellenwert von Fortbildungen und Zusatzqualifikationen ist von großer Wichtigkeit für die professionelle traumapädagogische Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen und führt auch zur Resilienz einer Institution. Eine Studie weist darauf hin, dass traumapädagogische Zusatzqualifikationen in verschiedenen Bereichen zu einer signifikant höheren Qualität der pädagogischen Arbeit führen sowie das Burnout-Risiko der Mitarbeiter*innen erheblich senken können (Weiß et al., 2025, S. 25). Es sollte jedoch abgewogen werden, wie es allen Einrichtungen möglich ist, diese Zusatzqualifikationen bei den Mitarbeiter*innen sicherzustellen und zu garantieren, dass dies nicht unter dem Einspargedanken leiden muss.

Partizipations- und Beschwerdekonzpte sollen in den Einrichtungen implementiert sein und

werden den jungen Menschen transparent kommuniziert. So sollen sich die Kinder und Jugendlichen sicher und gut informiert fühlen. Die Möglichkeit des Beschwerderechtes sollte dem jungen Menschen in leicht zugänglicher Form zur Verfügung stehen, beispielsweise in schriftlicher oder mündlicher Form. Bei jeglicher Beschwerde haben die Mitarbeiter*innen der Einrichtung das Recht, die Beschwerde dem jungen Menschen innerhalb von drei Tagen zurückzumelden. Die Einrichtung sollte sicherstellen, dass jede eingereichte Beschwerde dokumentiert wird. Außerdem sollte durch eine Auswertung der Beschwerden verhindert werden, dass institutioneller Machtmissbrauch nicht bemerkt wird (Lang et al., 2011, S. 19). Es sollte abgewogen werden, inwiefern alle Einrichtungen ihren Partizipationskonzepten nachgehen und die Möglichkeiten, die für die jungen Menschen in Bezug auf eine Beteiligung angeboten werden, implementiert sind. Es gilt abzuwägen, inwiefern die Prozesse der Implementierung von Beschwerden verbessert werden können und ob die Umsetzung transparent umsetzbar ist.

Des Weiteren sollen Kinder und Jugendliche nicht nur an Entscheidungen, die ihren Tagesablauf betreffen, sondern auch an grundsätzlichen Fragestellungen der Einrichtungen, z. B. durch bauliche Veränderungen, Ausflüge oder die Wahl der Aktivitäten, mitbestimmen können. Kinder und Jugendliche sollten in diesen Situationen aktiv beteiligt werden. Hierbei sollen vor allem auch diejenigen, die einer größeren Gefahr ausgesetzt sind oder ihre Bedürfnisse nicht ausdrücken können (Kinder mit Sprachstörungen, Kinder mit geistigen Behinderungen etc.), beteiligt werden (Lang et al., 2011, S. 19). Es bleibt abzuwägen, ob sich Möglichkeiten der Partizipation und der Mitbestimmung in den Einrichtungen weiter verbessern lassen, um ein breiteres Spektrum der Gestaltung zu ermöglichen.

Kinder- und jugendpsychiatrische Sprechstunden (alle sechs bis acht Wochen in der Einrichtung) senken die Schwellenangst der traumatisierten Jugendlichen für die Diagnostik und die Interventionen der Kinder- und Jugendpsychiatrie, wie es von Lang et al. (2011, S. 19) gefordert wird. Jede Einrichtung hat eine feste Zusammenarbeit mit kinder- und jugendpsychiatrischen/psychotherapeutischen Ansprechpartner*innen mit Traumatherapeut*innen, um auch in Krisen ein sofortiges Handeln zu garantieren. Hierbei ist abzuwägen, ob ausreichende Ressourcen zur Verfügung stehen und ob Wartezeiten mit berücksichtigt werden müssen, um eine optimale Therapie gewährleisten zu können.

Des Weiteren kommt es zu regelmäßigen Evaluationen mit allen Beteiligten (alle zwei Jahre). Damit wird garantiert, dass sich die Angebote nicht an überkommenen Konzepten orientieren, sondern auf die konkreten Bedarfe und personellen Veränderungen der jeweiligen Institutionen eingehen (Lang et al., 2011, S. 19). Abzuwägen ist auch, inwiefern

die Regelungen zu den Evaluationen flächendeckend eingehalten werden und inwiefern Kooperationspartner einbezogen werden. Die Institution sollte im Sinne des Kindes-/Jugendschutzes dafür Sorge tragen, dass ihre Mitarbeiter*innen institutionelle Mechanismen reflektieren, die dazu führen können, die Interessen von Kindern und Jugendlichen zurückzustellen. Durch die regelmäßigen Vernetzungs- und Koordinierungsrunden mit den Kooperationspartnern werden für jede*n Jugendliche*n in den beteiligten pädagogischen, psychologischen und therapeutischen Systemen ähnliche Bewertungen der Ausgangssituation und des Betreuungsbedarfs vorgenommen.

Da die Kinder und Jugendlichen viele verschiedene Identitätsmerkmale mitbringen (z. B. Hautfarbe, Kultur, Herkunft, sexuelle Orientierung etc.) und dadurch unterschiedliche Diskriminierungen erfahren haben oder mit der Problematik der Diskriminierung und des Alltagsrassismus in Berührung gekommen sind, sollen die Mitarbeiter*innen fortgebildet werden in Bezug auf die Problematik der Diskriminierung und der alltäglichen Ausgrenzung gegenüber verschiedenen Ethnien und Identitäten (z. B. Hautfarbe, Religion etc.) (Weiß et al., 2025, S. 9). Hier ist kritisch abzuwägen, ob dieses Vorgehen für alle Einrichtungen sichergestellt ist und ob die Fortbildungen ausreichend angeboten werden. Alle Fortbildungen zum Thema Diversität und Intersektionalität werden von Referent*innen und Ausbilder*innen mit Migrationshintergrund oder selbst Betroffenen mit Diskriminierungserfahrung durchgeführt. Das hilft den Mitarbeiter*innen, sich in die Rollen der Menschen, über die gelernt wird, einzufühlen und die neuen Erkenntnisse in die tägliche Arbeit zu integrieren. Auch dies sollte kritisch geprüft werden.

Die institutionellen Schutzkonzepte sollten in Hinblick auf das Erkennen von und den Schutz vor rassistischen Diskriminierungen etc. bewertet werden. Die jungen Menschen sollen über alle möglichen und notwendigen Unterstützungsangebote ihrer Institution und Institutionen in ihrer Umgebung informiert sein. Die jungen Menschen sollen entsprechend ihrer Bedürfnisse in unterschiedlicher Form an Veranstaltungen mit unterschiedlichen Themen teilnehmen können. Das Vorgehen von Partizipation ist für jeden Menschen verschieden, und der Umgang mit dem Thema Partizipation soll flexibel gestaltet werden.

7. Fazit

Die vorliegende Arbeit setzte sich zum Ziel, der Frage nachzugehen, wie Jugendliche nach traumatischen Erfahrungen in der Jugendhilfe langfristig unterstützt und sozial integriert

werden können. Dieses Ziel leitete die gesamte Auseinandersetzung und Forschungsarbeit. Im Mittelpunkt stand die Suche nach adäquaten pädagogischen, institutionellen und strukturellen Ansätzen, um bei den Jugendlichen Resilienz, psychische Stabilität und soziale Teilhabe herzustellen. Dabei kam die Arbeit zum Ergebnis, dass die Antwort auf diese Frage das Zusammenwirken von traumasensiblen Fachkräften, Handlungskonzepten, Standards, Teamarbeit und geeigneten Interventionen bedingt. Die Konzeptionen der Traumapädagogik können eine bedeutende Wirkung erzielen, wenn sie auf die Ressourcen der Jugendlichen ausgerichtet und von adäquat geschulten Fachkräften in einer stabilen Institution angewendet werden.

Die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit lassen sich wie folgt zusammenfassen: Die aktuelle Forschungslage lässt erkennen, dass ein wesentlicher Anteil der stationären Heime Jugendliche beherbergt, welche mit kumulativen Traumatisierungen leben. Die Jugendlichen erfahren eine signifikant höhere Zahl traumatischer Ereignisse wie beispielsweise Vernachlässigung, Misshandlung oder sexualisierte Gewalt als Nicht-Traumatisierte. Die Analyse der Grundlagen zeigt, dass ein sicherer Raum, transparente Regeln und stabile Bindungen als grundlegende Schutzfaktoren wirken. Weiter ist durch die Erkenntnisse zu beachten, dass der Einbezug der verschiedenen Intersektionen der Jugendlichen im Rahmen von Pädagogik der Vielfalt einen wichtigen Schritt darstellt, um Teilhabechancen zu ermöglichen.

Zudem lässt sich zusammenfassend sagen, dass sich gezeigt hat, dass das Konzept der Resilienz und die Identifizierung protektiver Faktoren eine zentrale Bedeutung für die Stabilisierung traumatisierter Jugendlicher aufweisen. Die Resultate bestätigen, dass vor allem positive Beziehungen, ein sicherer Ort, Zuversicht, individuelle und soziale Kompetenzen bedeutsame Ressourcen darstellen. Ebenso konnte die Wirksamkeit verschiedener traumapädagogischer Methoden bestätigt werden: Strukturierung des Tagesablaufs, tiergestützte Pädagogik, wertebasierte Kommunikation, Selbstfürsorge usw. Dem gegenübergestellt hat die Institution Jugendheim noch Entwicklungspotenzial, vor allem betreffend finanzielle und personelle Ressourcen. Die Analyse der Rahmenbedingungen verdeutlicht jedoch, dass vor allem Professionalisierung des Fachpersonals, einheitliche Standards, multiprofessionelle Teamarbeit, Partizipation der Adressaten sowie ein durchdachtes Beschwerdemanagement relevant sind.

Im Bereich der aktuellen Forschung zeigt sich, dass die vorliegenden Ergebnisse die Notwendigkeit und die Wirksamkeit von traumasensibler Pädagogik in Institutionen der stationären Jugendhilfe bestätigen. Die Arbeit bietet einen ergänzenden Beitrag zur

Forschung bezüglich Trauma und Jugendhilfe. Sie weist auf die Notwendigkeit der Verankerung traumasensibler Standards in Institutionen der stationären Jugendhilfe hin, sowie auf die interdisziplinäre Zusammenarbeit im Bereich Trauma und Jugendhilfe, auf die Reflexion der Wirksamkeit von traumapädagogischen Standards in stationären Einrichtungen, und die Entwicklung von Strukturen zur Qualitätssicherung. Die Arbeit macht deutlich, dass die Professionalisierung des Fachpersonals sowie Reflexion und Weiterbildung, die Trauma-Diagnostik sowie die Schaffung und Sicherung von Schutzräumen und partizipativen Institutionen zentrale Handlungsfelder auf institutioneller Ebene darstellen, um eine traumasensible Pädagogik gewährleisten zu können. Die Arbeit ergänzt bisherige Studien und Erkenntnisse, indem sie unter Einbezug der Erkenntnisse über Intersektionalität zeigt, dass institutionelle Schutzkonzepte sowie pädagogische Praxis kultursensibel umgestaltet werden müssen, sodass diese diversitätsorientiert umgesetzt werden können.

Weiter zeigt die Analyse auf, dass die Arbeit von einigen Limitationen gekennzeichnet ist. Es handelt sich um eine Literatur- und Forschungsanalyse und enthält keine eigene empirische Untersuchung, die einen vertieften Einblick in die Alltagspraxis ermöglichen würde. Demnach können Wirksamkeitsaussagen zu einzelnen Methoden lediglich vor dem Hintergrund des vorliegenden Forschungsstandes übermittelt werden. In Bezug auf Langzeitwirkungen und die Implementation der Methoden bestehen noch weitere Entwicklungsmöglichkeiten. Es zeigte sich, dass nicht alle Institutionen Zugang zu adäquaten Fort- und Weiterbildungen haben oder Supervision erhalten und somit noch große Unterschiede innerhalb der Institutionen der Jugendhilfe bestehen. Auch fehlen im Bereich der Evaluation und Standardisierung noch evidenzbasierte Traumapädagogische Interventionen für die Jugendhilfe.

Für die zukünftige Forschung bedeuten die vorliegenden Erkenntnisse, dass weiterhin Forschung bezüglich der Langzeitwirkung spezifischer traumapädagogischer Methoden notwendig ist. Ebenso sollte der Wirksamkeit diversitätssensibler traumapädagogischer Methoden stärker Beachtung geschenkt und die Meinung der Jugendlichen bezüglich der Wirksamkeit von traumapädagogischen Methoden verstärkt erhoben werden. Im Rahmen der institutionellen Entwicklung der Traumapädagogik in der Jugendhilfe sollten Institutionen, die bereits traumasensibel arbeiten, ihren Partizipationsmechanismen sowie ihrem Beschwerdemanagement systematisch und kritisch bewerten und erweitern. Zusätzlich ist es wichtig, dass diverse kulturspezifische Traumatherapiemethoden sowie kultursensible Diagnostik weiterentwickelt und in der Jugendhilfe eingesetzt werden. Besonders im Bereich der multiprofessionellen Zusammenarbeit zwischen Traumatherapeuten und Pädagogen

fehlt es bisher an Erkenntnissen zu den Wirkungen und Konsequenzen der interprofessionellen Teamarbeit sowie zu verschiedenen Möglichkeiten der Qualitätssicherung der Behandlungsangebote.

Die Arbeit am Thema hat das Bewusstsein bezüglich der Komplexität von traumatischen Lebenslagen und der damit verbundenen Verantwortung der Institution Jugendheim maßgeblich geschärft. Die Auseinandersetzung mit den vielen Ebenen und Handlungsfeldern hat gezeigt, dass professionelle Haltung, ständige Reflexion sowie institutionelle Unterstützung unabdingbare Voraussetzungen sind, um nachhaltig etwas bewirken zu können. Die daraus resultierenden Erkenntnisse motivieren mich, die neu gewonnenen Erkenntnisse bezüglich traumaadaptierter Pädagogik in meiner sozialpädagogischen Tätigkeit anzuwenden und mich für den Ausbau von Partizipationsmöglichkeiten und einen sensiblen Umgang mit Jugendlichen in belasteten Lebenslagen einzusetzen.

Schlussendlich lässt sich sagen, dass es ein systematischer und reflektierter traumapädagogischer Ansatz in der Jugendhilfe braucht, um die Resilienz und die soziale Teilhabe von sehr belasteten Jugendlichen gewährleisten zu können.

Literaturverzeichnis

Baierl, M., & Frey, K. (2014). Dir werde ich helfen: Konkrete Techniken und Methoden der Traumapädagogik. Vandenhoeck & Ruprecht.

https://www.pedocs.de/volltexte/2015/11082/pdf/Baierl_Dir_werde_ich_helfen_Konkrete_Techniken_und_Methoden_der_Traumapaedagogik.pdf

Beckrath-Wilking, U., Biberacher, M., Dittmar, V., & Wolf-Schmid, R. (2013). Traumafachberatung, Traumatherapie & Traumapädagogik. Junfermann Verlag.

https://www.ciando.com/img/books/extract/387387900X_lp.pdf

Grabowski, L. (2023). Belastungen erkennen und handeln – Resilienz fördern bei Kindern und Jugendlichen. Save the Children Deutschland e.V.

https://www.savethechildren.de/fileadmin/user_upload/Downloads_Dokumente/Deutsche_Programme/Gemeinsam_Handeln/Resilienz_f%C3%B6rdern.pdf

Jäckle, M., Wuttig, B., & Fuchs, C. (2017). Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule. transcript Verlag.

https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/b5/bf/da/tstw2594_1THWnHTW2hYTTk.pdf

Klein, J., & Macsenaere, M. (2013). Traumapädagogik in der Erziehungshilfe Sinn macht?. Institut für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ).

https://www.ikj-online.de/wp-content/uploads/sites/3/2020/01/17_traumapdagogik-1.pdf

Lang, B., Schirmer, C., Andreae de Hair, I., Wahle, T., Lang, T., Stolz, A., Winarske, D., Weiß, W., Kühn, M., Schmid, M., & Bausum, J. (2011). Standards für traumapädagogische Konzepte in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. BAG Traumapädagogik.

https://chtp.ch/download/21/Standards_.pdf

Lang, J., Schirmer, A., Lang, B., Andreae de Hair, K., Wahle, M., Bausum, H., Weiß, G., & Schmid, T. (2013). Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Beltz Juventa Verl.

<https://www.beltz.de/fileadmin/beltz/leseproben/978-3-7799-2867-6.pdf>

Oeynhausens, A. (2022). Chancen und Grenzen der Umsetzung der Traumapädagogik in Jugendhilfe und SBBZ ESENT [Dissertation, Jugendhilfe und SBBZ ESENT].

https://wef-wee.net/de/download/Oey_A.pdf

Schacherl, J. (2021). PURZEL - Tiergestützte Traumapädagogik (Hausarbeit, 4.

Diplomlehrgang). Verein „Tiere als Therapie“ – Wissenschafts- und Ausbildungszentrum.
<https://www.tierealstherapie.at/wp-content/uploads/2023/08/615.pdf>

Schmid, M., Wiesinger, D., Lang, B., Jaszkowic, K., & Fegert, J. M. (2007). Brauchen wir eine Traumapädagogik? – Ein Plädoyer für die Entwicklung und Evaluation von traumapädagogischen Handlungskonzepten in der stationären Jugendhilfe. KONTEXT, 38(4), 330–357.
<https://dgsf.org/service/wissensportal/Brauchen%20wir%20eine%20Traumapaedagogik%20-2007.pdf/@@download/file>

Weiß, W. (2022). Konzeption der traumapädagogischen Wohngruppen. Stiftung Ev. Jugendhilfe Menden.
<https://ev-jugendhilfe-menden.de/wp-content/uploads/2022/03/Konzeption-der-traumapaedagogischen-Wohngruppen.pdf>

Weiß, W., Kessler, T., & Gahleitner, S. B. (2025). Handbuch Traumapädagogik (2. Aufl.). BELTZ. https://www.beltz.de/fileadmin/beltz/leseproben/9783407832306_shortened.pdf

Plagiatserklärung

Ich versichere, dass ich diese Arbeit selbständig angefertigt und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe.

Alle Stellen, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Fall unter genauer Angabe der Quelle (einschließlich des World Wide Web sowie anderer elektronischer Datensammlungen) deutlich als Entlehnung kenntlich gemacht. Dies gilt auch für angefügte Zeichnungen, bildliche Darstellungen, Skizzen und dergleichen.

Die vorliegende Arbeit wurde hinsichtlich Titel, Fragestellung, Aufbau und Inhalt, oder in umfangreichen Teilen und Auszügen daraus, noch nicht in einem Studiengang an dieser, oder einer anderen Hochschule, zur Anrechnung von Leistungspunkten vorgelegt.

Ich nehme zur Kenntnis, dass die nachgewiesene Unterlassung der Herkunftsangabe als versuchte Täuschung bzw. als Plagiat gewertet wird.

XXXX, den XX.XX.XXX